

Zeitschrift: Unsere Kunstdenkmäler : Mitteilungsblatt für die Mitglieder der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte = Nos monuments d'art et d'histoire : bulletin destiné aux membres de la Société d'Histoire de l'Art en Suisse = I nostri monumenti storici : bollettino per i membri della Società di Storia dell'Arte in Svizzera

Herausgeber: Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte

Band: 27 (1976)

Artikel: "Zum Akt" gelegt?

Autor: Knoepfli, Albert

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-393204>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

durch neue Funktionen notwendigen Veränderungen in Einklang zu bringen. Die historische Betrachtung eines Ortsbildes beweist, dass bauliche Veränderungen als Folge der Entwicklung, der Funktion und der Aktivität einer Siedlung stets legitim waren. Keine Generation hat sich davor gescheut. Sie ist auch heute legitim, wenn sie die historischen Randbedingungen erfüllt, und sie hilft der Denkmalpflege, die Fragwürdigkeit zwischen historischer Form und zeitgenössischer Funktion zu überwinden. Das krampfhaftes Festhalten an unwesentlichen Formen könnte zu toten Denkmälern führen oder deren Erhaltung gefährden. Dieses Problem wird vor allem beim Ensembleschutz aktuell, weil hier sehr oft der Situationswert und nicht der Eigenwert eines Baudenkmals im Vordergrund der Bewertung steht. Mit andern Worten, die Denkmalpflege muss ihre Kriterien vermehrt den bestehenden Bauten anpassen. Dies bedeutet keineswegs ein Abweichen von den Grundsätzen, sondern eine flexiblere Praxis bei der Realisierung. Eine Zukunft für unsere Vergangenheit bedeutet schlicht und einfach eine Zukunft für historische Bauten und Siedlungen mit allen damit verbundenen Konsequenzen. Diese lassen sich ohne weiteres als Teil unseres Lebens und unserer Gesellschaft bezeichnen. Jedenfalls lassen sie sich nicht ignorieren, sondern müssen in jedem Falle berücksichtigt werden. Daraus folgt, dass die Denkmalpflege und vor allem die Siedlungspflege nicht mehr allein Sache des Denkmalpflegers ist, sondern all jener, die in dieser Siedlung leben und für diese verantwortlich sind. Ihre Mitarbeit und ihre Mithilfe ist Voraussetzung für die Erhaltung, denn in diesen Siedlungen soll und muss auch gelebt werden.

Europäisches Jahr für Denkmalpflege und Heimatschutz 1975

«ZUM AKT» GELEGT?

von Albert Knoepfli

Bevor man die verschiedenen verschriebenen und unverschriebenen, die gedanklichen, handgreiflichen und augenfälligen Gewinne des Europajahres für Denkmalpflege und Heimatschutz, wie es in der bayerischen Amtssprache so schön heisst, «zum Akt» legt ... Nun, gerade das mögen alle guten Geister der Denkmalpflege verhindern! Ähnliches hat Manfred Sack in der Weihnachtsnummer der Zeitung «Die Zeit» zum Ausdruck gebracht: ... «es wäre gefährlich, wenn nun seine Ideen zu den Akten kämen.» Das bedeutet, abgelegt und als «Fall» erledigt betrachtet würden.

Was in der Vorstellung unserer Bürger, in der Resonanz der öffentlichen Meinung, was in den Wandelhallen, Vorzimmern und Chefbüros der Politiker teils gesicherte, teils noch verschwommene Gestalt angenommen hat, muss je nach Dickhäutigkeiten bzw. Empfindlichkeiten mit Zucker oder Peitsche weiterhin eingetrichtert, umwerbend eingepägt und mit Liebe schärfer umrissen werden. Vor allem ist es zu besiegeln durch

die denkmalpflegerisch vorbildliche Tat. Nur am Rande vermerkt: die Götter der Geschichtslosen leben noch; zu früh also, Schwert und Schild wieder in die Rüstkammer zu hängen. Und nochmals am Rande hingeschrieben: bei der Weiterführung der Öffentlichkeitsarbeit wird es nicht leicht sein, plakathafter Routine ebenso auszuweichen wie einem penetranten Stil, der mehr auf Empfänger-Allergien als auf Zustimmung stossen könnte.

So verschieden die Rückblicke von verschiedenen Standorten aus auch ausfallen mögen ... einzig sind wir in der Dankbarkeit für die innere und äussere Bewegung, die der 1975er Weckruf im ganzen Lande ausgelöst hat: «von rechts bis zuäusserst links: Denkmalpflege als politisch verwertbares Anliegen, mit dem sich ganze Umweltschutzprogramme verbinden, mit dem sich sogar Wählerstimmen gewinnen lassen – wer hätte dies für möglich gehalten? (Alfred A. Schmid im präsidentialen Rundschreiben an die Mitglieder der Eidgenössischen Kommission für Denkmalpflege).

Früchte unserer Werbefeldzüge sehen wir zu einem Zeitpunkt, der sonst noch keine abschliessenden Bilanzen zu ziehen erlaubt, doch schon in Erntekörbe fallen. Wir sind Tagesgespräch und vermehrt gazettenwürdig geworden – der Presse herzlicher Dank! –, aber auch vermehrt amtsstubenfähig, Rädchen im Denkapparat und Beweggrund im Herzen der Bürger. Man beginnt auf verschiedenen Parketten zu begreifen, dass die bauliche Hinterlassenschaft der Geschichte zum Erbaulichen unseres Lebensraumes und unabdingbar zu den Nothelfern unserer Lebensqualität gehört. Denkmalpflege, die sich nicht allein um die Sonntagskinder der Vergangenheit, sondern auch um die «Alltagsbrocken der Historie» (M. Sack) bemüht, die den Bogen organisch spannt vom Einzeldenkmal zum Ensemble, die entsprechend den Funktionsverflechtungen sich nicht nur der technologisch orientierten Konservierung und einer geisteswissenschaftlich verpflichteten Sinngebung widmet, sondern die Probleme auch städtebaulich, wirtschaftsstrukturell, sozial, kurz in allgemeinstem Sinne «menschlich» anzugehen versucht. Damit ordnet sie sich vermehrt – auch eine Folge des «Europajahres» – den Gemeinschaftswerken der Sanierungen, Planungen, Ortsbildschutzmassnahmen usw. ein. Ordnet sich ein trotz aller Gefahren, welche sich ebenfalls mehren werden: mit der Teilung der Pflichten teilt sich die Verantwortung auf, die von einem gewissen Punkt an von allen und doch von niemandem mehr getragen ist. Entwertet sich möglicherweise der Beitrag der Einzelpersönlichkeit, der inkompetenten Mehrheitsentscheiden zum Opfer zu fallen oder dem Druck angeblich höherer Interessen zu unterliegen droht.

Welche Züge im «Europajahr» erst bereitgestellt, welche kaum angefahren, welche auf voller Fahrt und welche gar schon am Ziele angelangt sind, dies darzulegen liegt ausserhalb meines Auftrages. Ich darf mich hier auf die Vorstellung dreier Spezies von Trittbrett-Fahrgästen beschränken, die in diesem Jubel- und für uns auch Trubeljahr besonders augenfällig geworden scheinen. Trittbrett-Fahrgäste, von denen vermuthungsweise ein nicht geringer Teil wieder abzuspringen sich bemühen wird, wenn der Zug unergiebigere, ja unwirtlichere, nicht mehr offiziell beflaggte, rednerpult- und musikkorpsgesäumte Gefilde durchheilt. Die dannzumal, von andern Opportunitäten und Tagesmoden gelockt, auf aktuelleres Gefährt umsteigen. Von solcher Nichtstamm-

kundschaft gilt es noch rechtzeitig den Fahrpreis einzukassieren – Sitzplatzkarte, versteht sich; Opportunistenabonnemente ungültig. Die Vorteile ihres zeitweiligen Mituns, ihre Versprechungen und ihre Zusicherungen gilt es über Saison und Episode hinaus zu verbriefen, festzunageln, oder – wie man zu sagen pflegt, wenn man es nicht deutsch und deutlich sagen will – zu institutionalisieren.

Vielleicht aber auch mausern sich die Trittbrett-Fahrgäste zu engagierten Dauerfahrern, werden unverpflichtete Schnupperer und blosser Mitfahrer zu wertvollen Mitarbeitern. Auch solche Sinnesänderung müssen wir in Rechnung stellen, bevor wir unbedacht säubern. Wer aber sind sie denn, diese Trittbrett-Fahrgäste? Ich meine die Zufalls-Dreikönigschaft von Nostalgie, politischem Opportunismus und Rezession.

Nostalgie: Geschichte als Heimweh nach (angeblich) heilerer, gefühlsreinerer Welt von gestern. Wir sehen sie (wie die Antiquitätensucht) in Gewändern daherwallen, die denen der Denkmalpflege oft zum Verwechseln ähnlich sehen. Dieses Heimweh ist jedoch mehr als eine geistige Oben-ohne-Mode. Sie darf den Anspruch erheben, ein ernst zu nehmendes Symptom einer zeittypischen Mangelkrankheit zu sein, eine Konkursform der Gegenwart. Im Unterschied zur geschichtlichen Wahrheitsfindung, zum tiefverwurzelten Interesse an der Vergangenheit und zu einer auf Gemeinnutz bedachten Anteilnahme an Gedeih und Verderb unseres Patrimoniums, geht es dem Nostalgiker gleichsam um eine Bedürfnisbefriedigung ad personam. Ich möchte aber die subjektiven Nostalgiker keineswegs mit der Verachtung des objektiven Historikers und Denkmalpflegers von ihrem Heimwehthrone stossen. Denkmalpfleger und Heimwehgetriebene schlüpfen hie und da sogar unter ein und denselben Radmantel. Wir haben auf der Welle der Nostalgie vieles über die denkmalpflegerische Bühne bringen können, das nicht vom Fleck gekommen wäre ohne diese gefühlsmotorische Hilfe. Und auch hier besteht die Chance, dass sich egoistisch-nostalgisches Interesse zu objektiven denkmalpflegerischen Überlegungen wandelt und verdichtet. Nostalgie als Notsteg und Brücke zu Geschichte und Pflege ihrer Denkmäler, als Stein im Flusse, der die Distanz zu den Ufern der Vergangenheit überspringen hilft. Denn neben plumpen Formen gibt es feinnervigere, achtenswertere Äusserungen der Nostalgie, als gerade nur der Generalsturm auf Urgrossmutterns Glätteisen und Brauthut.

Der politische Opportunismus: Ich gehe davon aus, dass nicht alle Politiker Opportunisten sind. Vom guten Teil will ich kein despektierliches Zerrbild entwerfen. Von den Opportunisten kann ich es nicht, weil sie an und für sich schon Karikaturen sind. Wir möchten der Redlichkeit der politischen Führung als Ganzes vertrauen. Wir hoffen, es sei nicht notwendig, immer an Lippenbekenntnisse von 1975 erinnern zu müssen: «Erinnern Sie sich, Herr X-Rat, was Sie uns damals beschworen, uns vorbehaltlos versprochen haben? Und nun?» Politiker, die so bei der Stange ihrer Schwüre behalten werden müssen, das z. B. sind unsere opportunistischen Trittbrett-Fahrgäste. Es sind und werden auch die Hexenmeister ewiger Alibis und Vorwände. «Ja, was glauben Sie eigentlich, die Welt hat sich seit 1975 geändert. Wir waren guten Willens und möchten es noch heute sein. Aber ...» Zur Rechtfertigung des scheinheiligen «Aber» stellen sich immer just zur rechten Zeit – wenn die Not des Opportunisten am grössten ist – jene erlösenden «Sachzwänge» ein, die alle Versprechungen aus den Angeln heben und

Sowohl-als-auch-Kompromisse zur Blüte bringen. Man giesst Wasser zu, bevor der Wein kredenzt ist.

Der Kompromiss in denkmalpflegerischen Unternehmen bedeutet fast regelmässig, dass man den Baudenkmalern Wucherzinse der Gegenwartsnutzung abfordert, die das Kapital der Vergangenheit zum Schwinden bringen. Dann bedeutet Aktualisierung nicht nur gegenwartsnahen Gebrauch. Sie schliesst vielmehr stufenweise den endgültigen Verbrauch an historischer Substanz und in schleichenden Schritten die Verfremdung der geschichtlich wahren Erscheinungsform in sich.

Einem voreiligen Jubel, wieviel Bausubstanz der Vergangenheit neuen Dimensionen erschlossen worden sei, wie manches man durch Anpassung an heutige Nutzungsformen und Geschmacksrichtungen dem Zerfall und Abbruch entrissen habe, wie oft im Kampfe um die Rettung eines Architekturdenkmals die weisse Fahne aufgezo-gen werden konnte, mag hie und da ein Katzenjammer folgen. Wenn man nämlich erkennt, dass die «Rettung» um den Preis der Identität erfolgte und das Bauwerk seine bedenkliche Weiterexistenz mit seiner Würde hat bezahlen müssen. Und doppelt fatal, wenn bei reiferer Überlegung und versteiftem Widerstand gegenwartsaufgeschlossenerer, wirtschaftlich und sozial verantwortbare Lösungen im Bereiche des Möglichen gelegen hätten, *ohne* den Bauten Zeugniskraft und Schönheit des Ausdrucks zu rauben. Wir müssten vor den Titeln wirtschaftlicher und sozialer Nutzung erst kapitulieren, wenn sie sich eingehender Prüfung gegenüber als dringlich und echt erwiesen haben. Werfen wir uns opportunistischen Kompromissen allzu vertrauensselig in die Arme, so mag die «billige» Lösung sich als zu kostspielig erweisen, weil das Opfer zu gross und vor allem nicht unumgänglich gewesen ist.

Am schweizerischen Städtetag und von einigen anderen politischen Bastionen aus sind den Denkmalpflegern Pfeile mit unfreundlichen Adressen zugeschossen worden: sie selbst würden durch ihre Forderungen übersteigter Perfektion zu Feinden der Denkmalpflege. Sie sollten realistischer denken, preisbewusster, wirtschaftlicher, sozialer. Wessen Perfektionismus ist hier gemeint? Wir können es weder fachlich noch im Namen der Steuerzahler unterschreiben, wenn Baudenkmal zur Satire auf die geschichtliche Wahrheit und künstlerisch zu Zwittern werden, wenn die Vergangenheit nur als Steinbruch für architektonische Modetorheiten missbraucht wird. An jenen Installationen, welche dem Besitzer und Mieter den üblichen Wohnstandard und normale Arbeitsbedingungen garantieren sollen, kann ebensowenig gespart werden. Aber wir wollten uns Leben gern dort sparen, wo wirklich – z. B. bei Altbausanierungen – kräftig gespart werden könnte, nämlich da, wo ein bild- und substanzzerstörender Perfektionismus grassiert, indem man, alles auf fabrikneu aufdonnert, alles in den Senkel klöpft, alles zur technischen Glätte poliert und geschmäcklerisch zurichtet. Und insgesamt, gegen Grundsätze der Denkmalpflege, die Spuren und Patina des Alters zu zeigen sich scheut. *Dieser* Perfektionismus trägt die Hauptschuld, wenn aus den Altstadtwohnungen die bisherigen Mieter der hohen Mietpreise wegen nach Sanierungen ausziehen müssen, wenn kaufmännische und andere Unternehmen, von einer zu hohen Umbauschuldenlast bedrängt, ständig den Pleitegeier über sich sehen.

Die Rezession: seit das Baugewerbe von der Krise erfasst worden ist, hat sich die

Zahl derer, die sich zur Mitarbeit im Weinberge der Denkmalpflege, zu Altbau-Sanierungen, Fassadenpflege, Revitalisierungen usw. geradezu drängen und ihr Metier auf eigene Faust und Rechnung betreiben, erstaunlich vermehrt. Froh darüber? Die Saulusse unter den Paulussen scheinen mir in der Mehrzahl; in der Not haben sich viele zu rühriigen und rührseligen «Denkmalpflegern» bekehrt, die unserer Sache jahrelang die Zunge gewiesen und sich keinen Deut um Denkmalpflege gekümmert haben. Sie nehmen ihren plötzlichen Umgang mit Baudenkmalern auf, ohne über die unentbehrlichsten Kenntnisse zu verfügen und ohne geringste Erfahrungen gesammelt zu haben. Im wohlfeilen, unsere zugegebenermassen oft kostspieligere, weil seriösere Arbeitsweise ausspielenden Pauschalverfahren beglückt man den wertvollen wie den bescheideneren historischen Bestand mit Fassadenkosmetik und Wohnungs-Make-up. Die Gesäss-Wohnlandschaften von heute kommen zwar nicht übel zur Geltung, aber dem Bau wurde Übles angetan. Die Summe der derart auf Schein zuwegdressierten Häuser kann das Bild einer Gasse, eines Platzes, einer ganzen Siedlung merklich beeinträchtigen.

Vorwürfe deswegen zielen vielfach daneben, weil Mangel an Doktrin und Fachwissen, an Vorbildung und Erfahrung ja gar nicht bewusst werden. Ja oft erwarten die Unternehmer noch unseren Beifall. Meckern wir, so legt der Enttäuschte dies als puren Futterneid aus. Andere wissen, dass etwas faul ist im Staate Dänemark, aber sie wollen oder können es aus geschäftlichen Gründen nicht wahrhaben.

Diese Situation hat uns einigermassen überrascht und unvorbereitet getroffen. Wir müssen nun -innerhalb unserer chronischen Überlastung und angesichts schrumpfender finanzieller und personeller Möglichkeiten!! – unser Angebot an Instruktion auf dem Aus- und Fortbildungssektor erweitern. Sonst bleiben viele gute Vorsätze von 1975 blossе Vorsätze, Pläne bleiben Pläne, Begonnenes endet in Pfuscherei, rezessionsbedingte Sonderinteressen an Altbau-Erhaltung erlöschen, und die Chancen der Wohnbauförderung werden vertan. Den ahnungslosen und hilflosen Leuten, auf Hochhaus- und Blockbauten eingedrillt, mit hochspezialisierten und rationalisierten Konstruktionsweisen und modernen Materialien mehr oder weniger vertraut, ist beizustehen, wenn sie dies alles nicht auch bei Altbauten anwenden dürfen und die Weisheiten des heiliggesprochenen Projektes Utopia plötzlich nicht mehr als Weisheiten gelten. Da soll auf einmal Handwerkliches zu neuen Ehren kommen, von dem man seit Jahrzehnten nichts mehr gehört hat und das man demzufolge auch nicht beherrscht. Damit dieses Handwerkliche zeit- und kostenmässig auch nur einigermassen «drin liegt», sind oft moderne Rationalisierungsmethoden und moderne Materialien einzusetzen, was das Problem weiter kompliziert.

Unser *ETH-Institut für Denkmalpflege* versucht nun nicht allein dort in die Lücken zu treten, wo in der allgemeinen Denkmalpflegepraxis die Voraussetzungen zu Grundlagenforschungen oder die Möglichkeiten fehlen, knifflige denkmalpflegerische Sonderprobleme zu bewältigen. Es möchte auch sein Scherflein zur Ausbildung beitragen. Seit bald zwei Jahren haben die Architekturstudenten einen obligatorischen Einführungskurs in Denkmalpflege zu belegen. Ferner soll Denkmalpflege nun auch in die Liste der Wahlfächer aufgenommen werden. Unsere Forschungsergebnisse tragen wir in die Praxis: der an der Schweizerischen Maurerfachschule in Sursee durchgeführte Wochen-

kurs über alte Verputz- und Mörteltechniken wird dieses Jahr wiederholt. Entsprechende Informationsmöglichkeiten suchen wir durch andere Kurse, Merkblätter, gemeinsame Arbeitsgruppen usw. in anderen Berufs- und Handwerkskreisen neu ein- oder schon weiterzuführen. Die Zusammenarbeit mit Betrieben und Firmen, welche uns für die Restaurierung unentbehrliche Produkte und Rohmaterialien liefern (z. B. Bodenplatten, altgeformte Ziegel, handgespaltene Schindeln, Steinmaterial, Grubenkalk, Spezialfarben usw.) ist ebenso wichtig wie die ständige Prüfung von Ersatzstoffen und Rationalisierungsvorschlägen. Die Rezession schafft immerhin den Vorteil des «geneigteren Ohres». Unsere Ideen und unser Bemühen, handwerkliches Gefühl und Geschick neu zu wecken, finden aufgelockertere Böden als auch schon.

Besonders flammend war auf das Banner des Europajahres 1975 die *Forderung des Ortsbildschutzes* geschrieben. Auch hier trifft uns die letzte Minute vor zwölf Uhr ausbildungs- und einsichtmässig nicht gerade aufs glänzendste gerüstet. Die als erste Stufe auf Bundesebene durchgeführte gesamtschweizerische Ortsbildinventarisierung ermöglicht nicht allein landesweite Vergleiche. Sie ist eine eigentliche Notstandsaktion, die mit den Bestandesaufnahmen überall dort in die Lücke tritt, wo ausführlichere und differenziertere Inventare in den Kantonen mangeln und, ortsbildbezogen, in zweiter Stufe erst noch nachgeholt werden müssen. Vieles von dem, was an Ortsbildpflege schon geschehen ist, krankt an gefährlichem Dilettantismus. Einem Dilettantismus, der glaubt, ohne Übersicht, ohne genaue Kenntnis des Bestandes, der ortsbildschaffenden Elemente und deren geschichtliche Verhaftung durchzukommen, der, im Grunde ahistorisch eingestellt, mit etwas Technologie und Geschmacksspielereien die Welt im Kleinen gerettet glaubt.

Die Generalmobilisation 1975 hat uns wertvolle Hilfen und Helfer in die schmalen Reihen gestellt, die wir angesichts der Fülle und Dringlichkeit unserer Aufgaben keinesfalls mehr missen möchten. Was wir aber nicht brauchen können, sind Verbandvirtuosen statt Wundärzte, sind Möchtegerne- und «Auch»-Denkmalpfleger, sind auf eigenen Vorteil bedachte Nutzniesser, die möglichst schnell und profitabel denkmalpflegerische Hochstimmung umzumünzen verstehen. Unechte Helfer von den echten zu unterscheiden, dürfte in vielen Fällen schwerfallen, wenn es darum geht, ungebetene Trittbrett-Fahrgäste höflich, aber bestimmt wieder zu verabschieden. Die verbleibende Besatzung aber ist in den Wagen selbst zu bitten und über die heiteren und schwarzen Lose der Zukunftsfahrt zu instruieren. Denn der rauschenden Ouvertüre des Europajahres für Denkmalpflege und Heimatschutz kann die Oper nur folgen, wenn Ärzte und Samariter sich des kranken Patrimoniums annehmen. Wenn ein sowohl geisteswissenschaftlich wie naturwissenschaftlich-technologisch geschulter Stab tüchtiger Mitarbeiter und treuer Helfer zum Einsatz bereitsteht. Aber auch er operiert aufschwankendem Grunde, solange nicht Volk und Bürgerschaft ihm den Boden des Vertrauens bereiten.

Ob 1975 nur Irrlichter eines Fehlverständnisses entzündet oder dauernde Zeichen der Liebe zur baukünstlerischen Hinterlassenschaft der Schweiz entflammt worden sind? Als geschichtsblinde und fortschrittsverblendete Generation haben wir allzu lange und allzu gewalttätig über dieses Erbe verfügt. Es soll nun über echte Helfer und Pfleger verfügen dürfen.